

„*Es gibt was Besseres in der Welt*“ Texte von und zu Matthias Claudius aus dem Abend in der Reihe „Zwischentöne“ am 27.9.2023.

Musik: Annemarie Burnett (Querflöte) und Nina Franz (Klavier)

Begrüßung

Ich begrüße euch/Sie ganz herzlich heute hier in Jubilate zu diesem musikalischen Abend. Es ist der erste von drei Abenden aus der Reihe Zwischentöne- Texte und Musik – der, so mein Gedanke dazu, uns durch den Herbst führen kann. September, Oktober, November – das sind ja jeweils eigene Stimmungen und Qualitäten. Gerade haben wir schöne Tage, mit klaren Septembermorgen und frühherbstlicher Sonne. Mal sehen und hören, ob wir das heute Abend mit seelenvoller Musik und einigen guten Worte aufnehmen und begleiten können. Ich bin da sehr zuversichtlich!

Wir hören heute wunderbare Musik mit *Annemarie Burnett* (Querflöte) und *Nina Franz* (Klavier), sie spielen uns Werke von Mendelssohn, Mozart, Chaminade und Franck. (*Ausführlichere Vorstellung der Künstlerinnen.*) Herzlich willkommen! Und Sie sind da und tun Ihren Teil dazu, stimmen sich auf Ihre Weise mit ein und schwingen mit.

Als unsichtbaren Gast laden wir heute Matthäus Claudius ein, den großen Hamburger Dichter. Als ich mir überlegt habe, was heute passen könnte, war ich schnell bei ihm. Nun können Sie mit Recht sagen: Mit Matthias Claudius macht man eigentlich nie was falsch. Das stimmt wohl: er tut eigentlich immer gut. Manchmal ist er wie Medizin. Aber warum ist das eigentlich so? Da gibt es ja andere, auch gute Dichter*innen, die inspirieren, machen einen lebendig, aber polarisieren auch, regen einen auf, was ja manchmal auch gut und wichtig ist. Matthias Claudius nicht. Er hat sich in seinen Liedern und Texten, in seinem Leben auch nicht, um schwierige Themen und Schweres herumgedrückt – und doch gibt es bei ihm einen einfachen, friedlichen und wertschätzenden Ton für das, was zu einem Leben nun mal alles dazugehört, der mich immer wieder berührt und indem ich mich wieder-finden kann und aufgehoben. MC war (ist), empfinde ich, eine *große Seele*. Seelenvoll – das Wort fiel eben schon mal, als es um die Musik heute ging. Sicher kein Zufall.

Matthias Claudius hat zeit seines Lebens die Musik sehr geschätzt, selbst in seinem Familien - und Freundeskreis viel und gern gesungen und musiziert. Viele seiner Gedichte haben etwas Liedhaftes, in unserem Gesangbuch sind zwei Lieder von ihm, das ist nicht viel, aber beide sind uns besonders kostbar. Also singen wir sie heute auch! Wir beginnen mit seinem berühmten, ja vielleicht sogar zeitlosen Erntedanklied *Wir pflügen und wir streuen*. Da gibt es eine Lieblingszeile von mir, die ich über meine ganze Arbeit als Pastor stellen könnte. Und eben auch über diesen Abend: Flöte, Klavier, Wort, Stille, jede und jeder für und in sich, und geht doch alles auch über uns hinaus und verbindet uns. Weiter Raum.

Geht durch unsere Hände, kommt aber her von Gott.

- Wir pflügen und wir streuen -

II Das ganze Leben

Matthias Claudius hat Wert daraufgelegt, dass sein literarisches Schaffen und sein Leben nicht zu trennen sei. Darum einige biografische Notizen.

Geboren 1770 als Pastorensohn im Reinfeld. (In dem Pastorat, einmal abgebrannt und als Fachwerkhäuser neu aufgebaut, hat lange mein ehemaliger Schiffbeker Kollege Bernd Berger jetzt wohnt.) Er kennt also die Grundwerte des christlichen Glaubens von der Muttermilch, studiert Theologie, will dann aber doch nicht Pastor werden wie seine Vorfahren, er wird - so würde man es heute sagen - Journalist.

Zunächst in Hamburg, dann schließlich in Wandsbek, das damals noch ein Gutsdorf außerhalb Hamburgs und Teil des dänischen Königreichs war.

Für einige Jahre gibt für er die Zeitschrift *Der Wandsbeker Bote* heraus.

(Ein Titel, der mich natürlich persönlich immer besonders herausgefordert hat, zumal man damals Bothe noch mit th schrieb).

Claudius veröffentlicht darin, neben anderen namhaften Autoren, Kommentare zum Tagesgeschehen in Politik und Wirtschaft, dazu aber auch Lebenshilfe und kluges Menschliches, oft in Form von Glossen und Gedichten. Reich wird er damit nicht. Er wird sich sein Gedicht: *Täglich zu singen*, indem es darum geht, dass es darauf nicht ankommt, oft selbst vorgesungen haben müssen.

Matthias Claudius heiratet Rebecca, die Tochter eines Wandsbeker Handwerkers und findet in ihr seine große Liebe. Sie ist ein einfaches Bauernmädchen, aber anders als etwa sein großer Zeitgenosse Goethe, der seine Ehefrau Christiane nicht vorzeigbar fand, steht Claudius immer offen und ganz zu seiner Frau.

Mir glühen oft die Fußsohlen vor Liebe, schreibt er in einem Brief.

Sie bekommen zwölf Kinder, von denen sie einige auch wieder verlieren.

Claudius lebt und bedenkt das alles, auch in seinen Versen. Kaum ein Brief an einen seiner Schriftstellerkollegen, in denen nicht auch von häuslichem die Rede ist, Windpocken, Kartoffeln im Garten oder akute Geldknappheit.

Für den Lauf der Jahreszeiten erfindet er neue Feste der Herbstling wird im Hause Claudius mit vielen leckeren Bratäpfeln gefeiert. Eine seiner Dichterfreunde mögen sich darüber mokiert haben, dass er nicht über solchen Dingen stand. Aber genau das wohl sein Credo, sein Glaube: das wirklich wichtige Leben ereignet sich nicht über den Wolken, sondern genau in diesen sogenannten alltäglichen Dingen.

Mottetto: *Victoria!Victoria! Der kleine weiße Zahn ist da. Du Mutter! Komm, und groß und klein im Hause! Kommt und kuckt hinein und seht den hellen weißen Schein.*

Der Zahn soll Alexander heißen. Du liebes Kind! Gott halt ihn dir gesund

Und geb dir Zähne mehr in deinem kleinen Mund. Und immer was zu beißen.

Der letzte Vers *und immer was zu beißen* macht deutlich: selbstverständlich war das nicht immer.

Die Mutter bei der Wiege. *Schlaf, süßer Knabe, süß und mild. Du deines Vaters Ebenbild. Das bist du, zwar dein Vater spricht, du habest seine Nase nicht.*

Mich dünkt es selbst, sie ist zu klein, doch muss es seine Nase sein.

Denn wenns nicht seine Nase wär, wo hättst du denn die Nase her!

Schlaf Knabe, was dein Vater spricht, spricht er wohl nur im Scherz.

Hab immer seine Nase nicht und habe nur sein Herz.

Bei Trauungen zitiere ich manchmal aus einem Rat, den er seinem Sohn zu dessen Hochzeit gegeben hat, in der er die Hochzeit gut hanseatisch erdverbunden mit einem Zuckerbonscher vergleicht. *Das Heiraten kommt mir vor wie ein Zuckerboltjen, schmeckt anfangs süß und die Leute meinen denn: es werde ewig so fort gehen. Aber das bisschen Zucker ist bald abgeleckt, und dann kommt bei vielen ein Stück, da lassen sies das Maul hängen. Bei dir nun solls nicht so sein!*

Du sollst, wenn du mit dem Zucker fertig bist, eine wohlschmeckende köstliche Wurzel finden, die dir dein lebelang wohltut!

Anlässlich seiner Silberhochzeit dann Verse in einem ganz anderen Ton, voller Dankbarkeit und Demut, die ich/ wir über unsere eigene Hochzeit und in diesem Jahr Silberhochzeit geschrieben haben. *Ich war wohl klug, dass ich dich fand.*

Ich war wohl klug, dass ich dich fand - man ahnt, hört heraus, dass es eine tiefere Klugheit war als seinem Intellekt zugänglich, und mehr als ein Finden ein Gefunden werden. Und so heißt es auch weiter in dem Gedicht: *Doch ich fand nicht. Gott hat dich mir gegeben. So segnet keine andere Hand.*

Aus einem Gedicht zum Tod seines Vaters mit mehreren Versen geht der Kehrvers so: *Friede sei um diesen Grabstein her! Sanfter Friede Gottes!*

Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr.

Und: *Der Mensch.*

Empfangen und genähret vom Weibe wunderbar Kömmt er und sieht und höret und nimmt des Trugs nicht wahr; gelüstet und begehret, und bringt sein Tränlein dar; verachtet und verehret, hat Freude und Gefahr; glaubt, zweifelt, wähnt und lehret, hält nichts und alles wahr; erbauet und zerstöret; und quält sich immerdar; schläft, wachet, wächst und zehret; trägt braun und graues Haar etc.

Und alles dieses währet, wenn ´s hoch kommt, achtzig Jahr.

Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder und er kömmt nimmer wieder.

III Zeitgenosse

Matthias Claudius pflegt seine Freundschaften. In einem Brief an seinen Freund Herder schreibt er: *Wenn ich eine Zange hätte, damit die Eitelkeit und andere Narrheit samt den Wurzeln ausgezogen werden könnte, so würde ich erst meine eigene ausziehen und dann dir die Zange präsentieren, aber nicht vor Publikum und unterm Tisch, sondern geradezu und insgeheim.*

Er ist ein aufrichtiger Menschenfreund. Wenn die Hamburger Hauptpastoren aufeinander einschlagen, versucht er zu vermitteln, auf dogmatische Spitzfindigkeiten, kommt es nicht an. Von den damals allgegenwärtigen ev.-kath. Streitereien hält er nichts. *Wir trinken doch alle aus einer Quelle, sagt er.*

Auch dieser weite Horizont, in dem auch andere Religionen ihren Platz haben und ihren Respekt verdienen, macht Claudius heute noch aktuell.

Schön z.B. ein kleiner Text zum Neujahrsmorgen: *Ich kann's sonst wohl leiden, daß einer so 'n bisgen patriotisch ist, aber Neujahrstag ist mein Patriotismus mausetot, und es ist mir an dem Tage, als wenn wir alle Geschwister wären und Einer unser*

Vater der im Himmel ist, als wären alle Güter der Welt Wasser, das Gott für alle geschaffen hat, wie ich mal habe sagen hören. Ich pflege mich denn wohl alle Neujahrmorgen auf einen Stein am Weg' hinzusetzen und denke dran, daß ich in dem vergangnen Jahr die Sonne so oft hab' aufgehn sehen, und den Mond, daß ich so viele Blumen und Regenbogen gesehn, und so oft aus der Luft Odem geschöpft und aus dem Bach getrunken habe; und denn mag ich nicht aufsehn, und nehm' mit beiden Händen meine Mütze ab, und kuck h'nein.

Matthias Claudius nimmt die Nöte seiner Zeit und seiner Mitmenschen wahr, nicht systematisch und in ein politisches System gefasst, sondern situativ, und in seinen Möglichkeiten und Grenzen. Es gibt einen für die damalige Zeit fast einmaligen Text, in dem er den Sklavenhandel, in den damals auch Wandsbeker Kaufleute mit viel Gewinn verwickelt waren, kritisiert, in dem er sich in seiner Anklage in einen dieser Sklaven hineinversetzt. Ebenso kritisiert Claudius in Form einer satirischen Glosse die grausamen Hirschjagden bei Hof, in dem er im Namen des Hirsches den Fürsten bittet, sich doch einmal in die Rolle des Gejagten hineinzuversetzen. Auch darin ist er wohl seiner Zeit voraus.

Er schreibt ein Friedensgedicht, dass vor allem wegen seiner Anfangsverse in den Friedensdemonstrationen unserer Tage immer wieder zitiert wird.

's ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre, und rede du darein!

's ist leider Krieg - und ich begehre nicht schuld daran zu sein! Es wird auch deshalb wohl sooft zitiert, weil sich hier zum ersten Mal ein Gedanke findet, der uns heute viel gegenwärtiger ist als zu Claudius Zeiten: Dass wir tatsächlich mitverwickelt und mit Schuld sind an internationalen Konflikten, durch Waffengeschäfte, ökonomische Interessen und politische Verflechtungen.

Auf den Tod der Kaiserin. Kurz, aber es berührt mich sehr. Allen gegenwärtigen und zukünftigen Despoten ins Gewissen!

Sie machte Frieden! Das ist mein Gedicht.

War ihres Volkes Lust und ihres Volkes Segen,

Und ging getrost und voller Zuversicht

dem Tod als ihrem Freund entgegen.

Ein Welterobrer kann das nicht.

Sie machte Frieden! Das ist mein Gedicht.

Matthias Claudius setzt sich zeitlebens mit dem Tod und dem Sterben auseinander.

Tod und Sterben ist in seiner Zeit allgegenwärtig, nicht nur, was seine eigenen Kinder angeht. Die Lebenserwartung ist nur halb so hoch wie die unsrige.

Matthias Claudius hält das Sterben und den Tod an keiner Stelle für eine Kleinigkeit.

Und doch versucht er, in dem Tod auch eine freundliche Kraft zu sehen.

Mir läuft es auch kalt den Rücken runter, wenn ich sie ansehe, so spricht er den Freund Hain an, dem er sogar ein Teil seiner Werke widmet. *Und doch will ich glauben, dass Sie ein guter Mann sind, wenn man Sie genug kennt.*

Der Mensch lebt und bestehet nur eine kurze Zeit, und alle Welt vergehet mit ihrer Herrlichkeit. Es ist nur einer ewig und an allen Enden, Und wir in seinen Händen.

IV

Täglich zu singen

Ich danke Gott, und freue mich
 Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
 Daß ich bin, bin! Und daß ich dich,
 Schön menschlich Antlitz! habe;
*Daß ich die Sonne, Berg und Meer,
 Und Laub und Gras kann sehen,
 Und abends unterm Sternenheer
 Und lieben Monde gehen;*
 Und daß mir denn zumute ist,
 Als wenn wir Kinder kamen,
 Und sahen, was der heil'ge Christ
 Bescheret hatte, amen!
*Ich danke Gott mit Saitenspiel,
 Daß ich kein König worden;
 Ich wär geschmeichelt worden viel,
 Und wär vielleicht verdorben.*
 Auch bet' ich ihn von Herzen an,
 Daß ich auf dieser Erde
 Nicht bin ein großer reicher Mann,
 Und auch wohl keiner werde.
*Denn Ehr' und Reichtum treibt und bläht,
 Hat mancherlei Gefahren,
 Und vielen hat's das Herz verdreht,
 Die weiland wacker waren.*
 Und all das Geld und all das Gut
 Gewährt zwar viele Sachen;
 Gesundheit, Schlaf und guten Mut
 Kann's aber doch nicht machen.
*Gott gebe mir nur jeden Tag,
 Soviel ich darf zum Leben.
 Er gibt's dem Sperling auf dem Dach;
 Wie sollt' ers mir nicht geben!*

Man kann finden, dass dieses Lied *Täglich zu singen* nicht sehr politisch ist, schon gar nicht klassenkämpferisch. Es rüttelt nicht an den gesellschaftlichen und weltweiten ungerechten Verhältnissen von arm und reich. Es stimmt wohl: das konnten und können andere besser. Und doch kann ich seine Botschaft in diesem Liedgedicht immer wieder gut hören und immer wieder mit Menschen gut teilen: Vieles, was in der Welt hoch und heilig gehalten wird, das Geld, auch zu seiner Zeit schon, der angebliche Erfolg und die Kraft der Ellbogen, hält nicht, was es verspricht. Mir schenkt auch keiner was? Was redest du da! Dein ganzes Leben ist ein einziges Geschenk. Du hast ein eigenes, kostbares, unverwechselbares Leben. *Täglich zu singen*, überschreibt Matthias Claudius sein Lied, es ist ein bisschen so, als würde er es sich selbst als Lebensrezept verschreiben.

Nein, er hat es nicht immer einfach. Er ist nicht reich geworden mit seiner Kunst, ein bisschen mehr Geld und materielle Lebenssicherheit wäre schon schön! Wer wollte ihm das verdenken, gerade hier in Billstedt, wo es vielen oft an Nötigen fehlt. Und doch erinnert er sich selbst daran, täglich zu singen!

Und sich so an das allerwichtigste zu erinnern: Ich lebe, ich bin. Ich könnte ja auch nicht sein. *Ich danke Gott, dass ich dich, schön menschlich Antlitz habe.*

Ob er sich so schön und gutaussehend gefunden hat? Ich glaube nicht.

Der Gedanke dahinter, das Lebensgefühl darin ist doch ein anderes: die Menschlichkeit selbst macht dieses Gesicht schön, mit allen Krümmheiten, Falten und Narben. Eine neue Nase brauchts da nicht.

Und - Ich danke *Gott*, dass ich dich, schön menschlich Antlitz habe – er findet, dass etwas von Gott durch sein Gesicht hindurchleuchtet, durch jedes menschliche Gesicht. Denken Sie an das vergangene Kunstprojekt *Gesicht zeigen*.

Zu Zeiten ist es sehen. Wenn ein Mensch in seiner Kraft, in seiner Wahrheit, in seinem Lied ist.

*Ich danke Gott, und freue mich wie's Kind zur Weihnachtsgabe, dass ich bin, bin!
Und dass ich dich, schön menschlich Antlitz habe. Dass ich die Sonne, Berg und Meer, und Laub und Gras kann sehen, und abends unterm Sternenheer und lieben Monde gehen.* Also mach die Augen auf und sieh was um dich ist, an Natur, Schönen, Wunderbaren und an hilfreichen Menschen auch. Und dann stimm dieses *Täglich zu singen* an in einem mit Vernunft allein nicht zu begründenden Grundvertrauen, dass du im tiefsten gut behütet bist und du von Tag zu Tag deinen Weg schon finden wirst. Matthias Claudius nimmt dafür Worte von Jesus aus der Bergpredigt zur Hilfe: *Gott gebe mir nur jeden Tag, soviel ich darf zum Leben. Er gibt's dem Sperling auf dem Dach; wie sollt' ers mir nicht geben!*

V

Der Mond ist aufgegangen

ist das einzige Abendlied, dass die Mehrzahl der Deutschen noch kennt. Auf dem letzten Hamburger Kirchentag haben es 100000 Besucher rund um die Alster gesungen. Selbst Herbert Grönemeyer spielt es als Zugabe auf seinen Konzerten, und alle singen mit, mit leuchtenden Augen, Handys und Feuerzeugen.

*Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget, und aus den Wiesen steigt der weiße Nebel wunderbar.* Die erste Strophe zeichnet mit wenigen Strichen ein friedliches Bild, einen Abendfrieden, den man auch heute bei Gelegenheit so erfahren kann.

Wie ist die Welt so stille und in der Dämmerung Hülle so traulich und so hold als eine stille Kammer, wo ihr des Tages Jammer verschlafen und vergessen sollt. Es sind diese besonderen Stunden am Tag, an denen die harten Konturen weich werden. Die dritte Strophe ist für sich schon eine Predigt, das ist großes Kino. *Seht ihr den Mond dort stehen, er ist nur halb zu sehen, und ist doch rund und schön.*

So ist's mit manchen Sachen, die wir getrost belachen, weil unsere Augen sie nicht sehen. Gegen eine kalte, oft genug auch herzlose Vernunft verteidigt dieses Abendlied den Glauben an das Unsichtbare und das Ganze.

Aber es plädiert auch dafür, im Umgang miteinander barmherziger zu sein. Was wir von anderen Menschen wahrnehmen, ist immer durch unsere begrenzten Blickwinkel bestimmt und darum bruchstückhaft.

Vielleicht erinnern einige sich an einen Literaturgottesdienst zu dem Buch von Mariana Leky *Was man von hier aus sehen kann*. Als ich ihr mein Predigtmanuskript geschickt hat, hat sie sich auch für den „Mond“ von MC bedankt: *„Der Mond ist aufgegangen“ habe ich jeden Abend meinem Sohn vorgesungen, die Strophe vom Mond, der nur halb zu sehen ist, war immer meine Lieblingsstrophe. Trotzdem konnte ich den Bezug bislang „von hier aus nicht sehen“, er wurde mir erst klar, als ich Ihren Text las.“*

Wir stolzen Menschenkinder sind eitel arme Sünder und wissen gar nicht viel. Wir spinnen Luftgespinste und suchen viele Künste und kommen weiter von dem Ziel. Die Kritik an einer sich selbst absolut setzenden Aufklärung und Weltbeherrschung in der vierten Strophe ist moderner denn je.

Und wie Matthias Claudius im letzten Vers dieses Liedes noch einmal wie nebenbei den Blick für den Menschen neben einem öffnet: *und unseren kranken Nachbarn auch* – dass hat ihm in dieser Kürze und Prägnanz niemand nachgemacht. Es ist ja manchmal einfach, für die ganze, große weite Welt zu beten - aber für den eigenen Nachbarn..

Ich schließe mit Zeilen von Hans-Jürgen Benedict aus seinem Buch mit dem schönen Titel *Matthias Claudius - warum der Dichter den Mond besang und das Leben liebte*. *Die Zeit, als man vor den Toren der reichen Hansestadt HH mit einer geliebten Frau, einer großen Schar von Kindern und einer Kuh auf der Wiese hinter dem Haus selbstgenügsam leben konnte, ist lange vorbei. Dort, wo Claudius Haus stand, braust heute der Verkehr. Die Ozonwerte sind bedenklich, auch weil in unserer reichen Industriegesellschaft viele Familien zwei Autos haben, weil es angeblich zu schwierig ist, ohne Auto einzukaufen oder die Kinder wegzubringen und abzuholen. Ich sehe Claudius in seinem Garten, die Kinder tollern um ihn herum, Freunde kommen zu Besuch, er zeigt ihnen seine Obstbäume und schwärmt von dem Apfelfest im Spätsommer. Man setzt sich im Kreis zusammen. Frau Rebecca hat eine Flasche Most gebracht, es wird langsam dunkel, der Mond geht auf und alle singen, bevor die Kinder ins Bett gebracht werden, das Abendlied.*

Wir jetzt auch! Am Freitag ist übrigens Vollmond.

- Der Mond ist aufgegangen -